

KAPITEL I

In welchem mutige Männer
einen »ketzerischen« Mönch gerade
noch rechtzeitig vor dem Scheiterhaufen
retten, auf welchem ihn die Inquisition
bei lebendigem Leib verbrennen lassen will,
und ihn nach England bringen

Giustitia, justice, uprightness, righteousness, equity. Also a place of execution.

Giustitiare, to deal with according to justice, that is to execute justice upon, or put malefactors to death.

(*Giustitia*, *Gerechtigkeit*, *Aufrichtigkeit*, *Rechtschaffenheit*, *Billigkeit*. *Ebenso Hinrichtungsstätte*.)

Giustitiare, *handeln in Übereinstimmung mit der Gerechtigkeit*, *will heißen*, *Gerechtigkeit ausüben*, *oder Übeltäter hinrichten*.)

John Florio

Queen Anna's New World of Words

Italienisch-englisches Wörterbuch, Ausgabe 1611

E

s war stockfinster. Mit einem dumpfen Geräusch öffnete sich in der hohen Mauer des düsteren Gebäudes eine kleine Tür, die einzige in der ganzen Einfriedung. Bei genauem Hinsehen hätte man in der Dunkelheit zwei Männer erkennen können. Sie zogen eine Mistkarre hinter sich her, aus welcher es stank wie die Pest.

Vorsichtig darauf bedacht, nirgendwo anzustoßen, waren sie herausgekommen und in der Nacht verschwunden. Zwischen der Klostermauer und dem leeren Grabhügel gegenüber verhüllte eine völlige Dunkelheit die Flucht. Die Männer waren so sehr in Eile, dass ein Beobachter bei Tageslicht hätte Verdacht schöpfen können. Aber niemand sah sie. Mit Bedacht hatten sie eine Neumondnacht ausgewählt. Das einzige schwache Geräusch war das Knirschen der Karrenräder auf dem Straßenkies. Sie gelangten auf eine Art Niemandsland, wo scharfblickende Augen in der Dunkelheit ohne weiteres Ruinen hätten ausfindig machen können – das alte, um diese Tageszeit verlassene Forum. Sie hielten an und warteten. Nicht ein einziges Wort war bis jetzt gesprochen worden.

Doch dann murmelte jemand: »*Ogni terra ha guerra* – jedes Land hat seinen Krieg«, und ließ sie aufschrecken. Die Stimme schien irgendwo in der Nacht zu hängen, von einem Sprecher waren nicht einmal Umrisse zu sehen; kein Stern, kein Lichtschein, der Himmel war bedeckt.

»*Ogni corpo ha la sua ombra* – jeder Körper hat seinen Schatten«, antwortete unsicher eine andere Stimme. Es waren die verabredeten Passwörter.

»Der Herr sei mit uns«, antwortete der Unbekannte. »Bist du es, Lorenzo?«

»Ich bin's. Sein Wille geschehe.«

Das erste Hindernis war überwunden, sie hatten sich wiedergefunden. In einer Nacht wie dieser grenzte das an ein Wunder.

»Was stinkt denn hier so fürchterlich?«, fragte der Neuankömmling. »Bestimmt habt ihr mir die Exkrementen dieser feinen Herrschaften herbeigekarrt. Einen solchen Gestank verbreiten können nur die.«

»Wir haben uns für eine Ladung entschieden, bei welcher jedermann die Lust vergeht, sie durchsuchen zu wollen«, wurde ihm mit hämischem Glucksen geantwortet.

»Habt ihr das Paket?«

»Ja. Unter den Exkrementen. Aber in schlechter Verfassung. Und uns müssen Sie auch mitnehmen, sonst besteht Gefahr, dass sie uns foltern, um uns zum Sprechen zu bringen.«

Schweigen.

»Das war nicht vorgesehen«, lautete die Antwort. »Aber ich hätte daran denken sollen. Habt ihr Angehörige?«

»In Rom nicht, die meinen sind im Norden«, sagte einer.

»Ich habe niemanden«, antwortete ein anderer, »ich bin ein Findelkind.«

»Dann besteht keine Gefahr, dass man Ihre Leute an Ihrer Stelle verhaftet. Gehen wir.«

Mit einem Fuß suchten die zwei Mönche tastend nach Grasboden, fanden ihn und kippten die Mistkarre. Unter dem Dreck lag ein länglicher Ballen aus Tuch. Sie wickelten ihn aus. Wenn es nicht so dunkel gewesen wäre, hätte man einen reglosen, fast nackten Mann erkennen können. Der kräftigere der beiden Mönche hob ihn wie ein Paket auf seine Schultern.

»Schnell jetzt!«, sagte er halblaut. »Ich bin mir nicht sicher, ob sich die Mühe überhaupt gelohnt hat, Ihr Held ist mehr tot als lebendig.«

Sie folgten ein paar Schritte dem Fremden und gelangten in die Ruinen. Der andere Mönch zog den Mistkarren hinter einen Haufen von Säulenschutt. Mit dem Fuß suchte er nach ein paar Steinen, hob sie auf und verkleidete damit die Rückseite des Karrens, dann schob er das Gefährt hinter ein Gebüsch. Entdecken würde man es erst mit der Zeit. Zum alten Forum kamen

ohnehin nur die Hirten mit ihren Schafen.

An einem eingefallenen Tor wartete ein Mann mit Maultieren.

»Schnell. Schnell.«

Der bewegungslose Mann wurde auf den Boden gelegt. Mit Gewalt drückte man ihm eine Trinkflasche in den Mund, jetzt schlug er die Augen auf. Er stöhnte leise, schluckte, hustete.

»Geschafft?«, fragte er mit kaum hörbarer Stimme.

»Das Schwierigste jedenfalls haben wir hinter uns, Paolo Antonio. Wir haben Sie aus den Verliesen der Inquisition herausgeholt. Jetzt müssen wir Sie aus der Stadt fortschaffen. Können Sie aufstehen?«

»Ich glaube nicht.«

Der Fremde trat hinzu.

»Lasst mich mal.«

Tastend fand er im Dunkeln die Wunden dessen, den sie Paolo Antonio nannten, und bestrich sie mit einer fettigen Salbe, dann zog er ihm Bauernkleidung an. Noch immer war die Nacht stockfinster und erforderte blindes Tasten.

»Gehen wir«, sagte er dann. »Für den Augenblick sollte das genügen.«

Paolo Antonio wurde wie ein Gepäckstück auf eines der Maultiere gehoben.

»Versuchen Sie, aufrecht zu sitzen und Ihre Schwäche nicht zu zeigen. Wir müssen uns beeilen, vor Tagesanbruch müssen wir draußen sein.«

Sie setzten sich in Bewegung und bemühten sich geschickt, den Wachtürmen aus dem Weg zu gehen. Als sie an die Zollstelle kamen, war diese noch geschlossen. Die beiden Mönche schoben ohne sichtliche Mühe die nur angelehnte Schranke beiseite, die kleine Maultierkarawane zog vorbei, und die Mönche schlossen die Schranke wieder. Es hatte viel Geld gekostet sicherzustellen, dass niemand Alarm schlagen würde, aber auch die Zollstelle war in diesem Sinne sorgfältig ausgesucht worden. Der Schrankenwärter war ihnen gut gesinnt und – gegen klingende Münze, versteht sich – bereit gewesen, die Augen zuzumachen.

Sie marschierten die ganze Nacht.

»Wenn man jetzt nach Ihnen sucht, dann sicher nicht außerhalb der Stadtmauern«, versicherte ihr Führer. »Aber wenn sie morgen früh feststellen, dass Paolo Antonio nicht mehr da ist, schwärmen sie hinaus aufs Land.«

Zu der Zeit, als die Stadttore geöffnet wurden, hatten sie ihr Ziel erreicht – ein vornehmes Landhaus oben auf einem Hügel, wo man ganz Rom zu Füßen hatte.

Einige Frauen empfangen sie.

Im frühen Tageslicht war der Mann aus den Fäkalien furchtbar anzusehen. Violette Ringe um die Augen, kahler Schädel, bis auf die Knochen abgemagerter Körper, von Blutergüssen und Striemen übersät, eitrig Wunden an Hand- und Fußgelenken, Verletzungen am ganzen Körper.

»Gott erbarme sich!«, rief eine der Frauen. »Dass man Euch so zugerichtet hat, armer Mann.«

»Ich schaffe es nicht, vom Maultier zu steigen«, murmelte er.

Sie hoben ihn wie ein Kind aus dem Sattel und stützten ihn auf dem Weg bis zum Haus.

»Wir sind noch zu nahe bei Rom. Wenn sie eine Treibjagd auf dem Land veranstalten, kommen sie auch hier vorbei«, sagte der Mann, der sie hierhergeführt hatte.

Er war jetzt als Benediktinermönch zu erkennen – jedenfalls trug er dieses Ordenskleid.

»Nennt mich Prospero«, wies er die Leute an. Nach der fachmännischen Art, wie er die Wunden des Mannes versorgte, hätte er Klosterapotheker gewesen sein können. Er war groß, größer als alle anderen, kugelförmig, agil, in den besten Jahren.

Von den Mönchen, die Paolo Antonio zur Flucht verholfen hatten, war der eine, Marco, das Findelkind, eher klein, bleich und grazil, kaum den Kinderschuhen entwachsen, der andere, Lorenzo, etwas größer als der Durchschnitt, in den Zwanzigern und gut bei Kräften. Er hatte einen breiten Oberkörper, an den massigen Armen hingen Hände wie Scheunentore. Aber sanfte Augen hatte er und seine Lippen liebten das Lächeln. Sie zogen ihre Mönchskutten aus, man rasierte ihnen

die Bärte ab, und innerhalb weniger Stunden waren die Neuankömmlinge mit Ausnahme des Verletzten von den Hausbewohnern nicht mehr zu unterscheiden.

Am Tag darauf brachen sie noch vor Sonnenaufgang wieder auf zu einer langen Reise. Sie waren meist nachts und auf bewaldeten und spärlich bewohnten Höhenzügen unterwegs.

Zunächst gingen sie Richtung Süden und erreichten bald Neapel. An einem Maiabend kurz vor der Sperrstunde schlüpfen sie in die Stadt, da wies ihnen Paolo Antonio den Weg zu einem Haus, wo sie anklopfen wollten. Sie wurden mit offenen Armen empfangen.

»Fra' Paolo Antonio! Der Himmel sei gepriesen! Man hat Sie wirklich den Klauen der Inquisition entrissen!«, rief der Hausherr.

»Fra' Paolo Antonio gibt es nicht mehr. Dieser ist im Gefängnis gestorben. Mein Name ist Michelangelo, die Abgötterei und den Aberglauben, die mein bisheriges Leben prägten, habe ich ein für alle Mal über Bord geworfen.«

»Sie waren sehr mutig.«

»Ich habe nur meine Pflicht getan. Man muss immer die Wahrheit predigen.«

Für etwa vierzehn Tage, bis Michelangelo wieder zu Kräften gekommen war, blieben sie in Neapel. Marco hatte sich unter die Bediensteten gemischt und war rasch ein Diener unter den anderen geworden.

»Ich bleibe hier«, sagte er zu Prospero. »Ich bin nicht so wichtig, dass man nach mir suchen würde.«

Lorenzo hingegen bat darum, Michelangelo begleiten zu dürfen, während sich Prospero mit Michelangelo bei einer günstigen Gelegenheit ins Haus zurückzog, um die offenkundigsten Spuren der Misshandlungen, die er in den Händen der Inquisition erlitten hatte, zum Verschwinden zu bringen.

Dann nutzten sie das Durcheinander der Pfingstprozessionen, um unerkannt aus Neapel zu verschwinden. Prospero war als Kaufmann gekleidet, sein Reisepass bestätigte diesen Beruf, Lorenzo und Michelangelo spielten seine Diener.

Ihr Ziel war Venedig im Norden. So oft es ging, reisten sie in einem Handelskonvoi und durchquerten so die Halbinsel von der einen Seite bis zur anderen an der Adria. Michelangelo wollte auf keinen Fall in die Nähe der Toskana kommen, seiner Heimat, und schon gar nicht nach Siena.

»Dort bin ich geboren. Meine ganze Familie lebt dort, ich könnte einem Bekannten über den Weg laufen. Und dort werde ich bestimmt von der Inquisition gesucht.«

»Haben Sie nicht Angst, man könnte sich an Ihrer Familie rächen, um Druck auf Sie auszuüben?«

Michelangelo schüttelte den Kopf.

»Mein Vater lehnt meine Ideen ab, soweit er sie kennt. Er hat sich mit großem Getöse davon distanziert, noch bevor man mich verhaftete. Und außerdem ist er ein Mann des Gesetzes, er weiß sich zu verteidigen. Um ihn habe ich keine Angst.«

Die Reise, die frische Luft, das Essen und die regelmäßige Pflege verwandelten Michelangelo nach und nach. Seine Silhouette wurde rundlicher, seine Wunden verheilten, die blauen Flecken verschwanden, sein schwarzes, krauses und dichtes Haar wuchs nach, sein Gesicht war immer an der frischen Luft, Augenringe gab es keine mehr, und seine großen grauen, leicht tief liegenden Augen gewannen ihre Kraft zurück.

Verglich man ihm mit dem armen Teufel auf dem Mistkarren, war er ein anderer Mensch geworden, doch jemandem, der ihn aus der Zeit kannte, als er kräftig und wohltauglich gewesen war, wäre er gefährlich bekannt vorgekommen.

Am liebsten wären sie so schnell als irgend möglich in den Norden gelangt, aber trotz der regelmäßigen Pflege, die man ihm angedeihen ließ, und den Fortschritten, die er machte, war Michelangelo noch nicht völlig wiederhergestellt. Man hatte ihm mehrere Knochen gebrochen, weshalb er sich nur ruckartig und unter Schmerzen bewegen konnte. Noch konnte es nur langsam vorangehen.

»Am besten wäre es, Italien zu verlassen. Ins Land der grauen Bünde. Oder nach England. Man ist dort zur neuen Religion übergetreten, Sie wären in Sicherheit«, sagte Prospero. »Ich habe keine Ruhe, solange Sie nicht dort sind.«

Michelangelos gebräuntes Gesicht wurde bleich. Seine Hände verkrampften sich und Prospero sah es.

»Seien Sie unbesorgt. Wir müssen natürlich vorsichtig sein, aber die Gefahr ist gering. Die Inquisition sucht vielleicht im Latium nach Ihnen, und bestimmt lauert sie Ihnen in Siena auf, aber ich glaube nicht, dass Ihr Steckbrief schon hier eingetroffen ist. Ich zweifle zwar keinen Augenblick daran, dass sie bis zum Letzten nach Ihnen suchen – das sind sie sich selber schuldig. Die Männer in Schwarz haben den Ruf, niemals von ihrer Beute zu lassen. Und dann das: Sie sind ihnen entwischt, ohne widerrufen zu haben. Der Scheiterhaufen, auf dem man Sie opfern wollte, stand schon bereit. Wie auch immer – wir werden keine Zeit verlieren.«

»Ich habe nichts von allem getan, was sie mir vorwerfen. Ich wollte nur diskutieren.«

»Sie sind naiv, mein lieber Michelangelo. Gerade dieser Hunger nach Diskussion ist für die Kirche unerträglich, zum jetzigen Zeitpunkt ganz besonders. Auch Luther wollte nur diskutieren. Damit machte er sich zum schwarzen Schaf, das geschlachtet werden musste. Sie exkommunizierten ihn, aber er hörte nicht auf. Damit hat der Kirchenbann seine absolute Macht verloren! So große Verluste hatten sie noch nie auf einen Schlag hinnehmen müssen. Das machte sie hart und unbittlich. Früher waren sie engstirnig, aber jetzt, wo ein Teil ihrer Macht verloren zu gehen droht, werden sie gnadenlos. Ein in die Enge getriebenes Tier wird immer zur Bestie.«

Während der zwei Jahre in den Händen der Inquisition hatte Michelangelo so sehr zu leiden gehabt, dass er sich geistig gewissermaßen verabschiedet hatte – um im Gefängnis den Schmerz nicht zu spüren und nicht aufzugeben, muss man aufhören nachzudenken, man muss sich ein für alle Mal entscheiden, was man sagen will, und dann mit dem Denken aufhören.

Zurück in der Freiheit fiel es ihm am schwersten, den Kopf wieder zu gebrauchen. Seine Gedanken meldeten sich zwar zurück, doch die Entscheidungen überließ er lieber Prospero. Es fehlte ihm noch das Selbstvertrauen. Nach langen Diskussionen mit Lorenzo, denen Michelangelo niedergeschlagen und unfähig, drei Dinge im Zusammenhang zu sehen, beigewohnt hatte, entschied Prospero, in der Gegend von Barletta, wo sie Freunde hatten, ein Schiff nach Venedig zu nehmen. Dort stand die Inquisition gerade nicht sehr hoch im Kurs, weil ihre Macht zu sehr den Neid der venezianischen Herrscher weckte.

Es dauerte fast einen Monat. Es war schon Ende August, als sie eintrafen, wenn die Reise weitergehen sollte, mussten sie sich rasch entscheiden, bevor es bei Frost zu gefährlich werden würde.

Vierzehn Tage in Venedig, wo sie bei Anhängern des neuen Glaubens untergekommen waren, hatten genügt: Michelangelo fühlte sich zu Hause, seine Lebensfreude kehrte zurück und mit ihr die Lust auf theologische Disputationen.

Prospero hingegen hatte es eilig.

»Wann immer ich kann, werde ich Männer und Frauen retten, die verfolgt werden, weil sie den neuen Glauben angenommen haben. Jetzt allerdings werde ich andernorts gebraucht, wo neue Aufgaben auf mich warten«, erklärte er.

Michelangelo übergab er einen Brief an William Cecil, den englischen Premierminister.

»Gehen Sie damit zu ihm. Er kennt mich, bei ihm sind Sie willkommen.«

Michelangelo und Lorenzo schafften es nicht, Prosperos Geheimnis zu enträtseln. Er war wie der Fisch im Wasser. Er sprach Französisch wie ein Franzose und Italienisch wie ein Lombarde. Auf ihrer Pilgerschaft hatten sie erlebt, wie er sich im Nu vom Kaufmann in einen Soldaten, vom Mönch in einen Straßenräuber und vom Bettler in einen noblen Herrn verwandelte – einmal wirkte er abgemagert, dann wieder wohlgenährt, sogar ein neues Gesicht konnte er sich aufsetzen.

»Aus ihm wäre ein hervorragender Gaukler geworden«, fand Lorenzo. »Aber er stammt bestimmt aus gutem Haus und hat eine vortreffliche Erziehung genossen. Ein ehrenhafter Mann ist

er auf jeden Fall. Und ein mutiger dazu.«

In Venedig wohnten sie in einer Mansarde mit Blick aufs Meer.

»Nach dem Kerker der Inquisition brauche ich den Blick in die Weite«, sagte Michelangelo zu Lorenzo, der sich als seinen Diener ausgab, in Wirklichkeit aber sein Freund war.

Zum Zeitvertreib lernte Michelangelo Französisch, die Sprache war in der durchlauchtigsten Republik weit verbreitet. Außerdem schloss er Freundschaft mit Edmond Harvel, dem englischen Botschafter, der ihm ebenfalls freundschaftlich gesinnt war.

Es verging einige Zeit.

So widerspenstig sich Venedig gegenüber Befehlen aus dem Vatikan indessen auch verhalten mochte, Rom war doch noch zu nahe. Und als Michelangelo eines Tages Mönchen begegnete, die ihn erkannten, rieten ihm diese, keine Zeit zu verlieren. Die Inquisition gebärdete sich immer grausamer und setzte Venedig unter Druck, seine »Ketzer« auszuliefern.

Zwar gebe es in Venedig keine Verfolgung wie in Rom, räumten sie ein, aber Michelangelo sei eine Berühmtheit, seine Flucht habe sich in ganz Italien herumgesprochen, wenn er sich in Sicherheit bringen wolle, müsse er fort.

Sein Freund Harvel riet ihm, nach England zu gehen. Er schicke Empfehlungsbriefe an höchste Stellen. Außerdem lebten zahlreiche italienische Emigranten dort, die sich seiner annehmen würden.

»Auf nach England«, sagte Michelangelo schließlich.

»Ich komme mit«, erklärte Lorenzo.

Michelangelo und er schlossen sich einem Handelskonvoi an und kamen nach sechswöchiger Reise über Mailand, Lyon und den Ärmelkanal in London an.

Aufgrund von Prosperos Brief und den Empfehlungen Edmond Harvels wurden sie unverzüglich von William Cecil empfangen und fürs Erste, bis sie etwas Eigenes gefunden haben würden, in sein Haus aufgenommen.

Dies ist die Geburtsstunde des englischen Zweiges der Familie Florio.

*

**

Auszug aus Master John Florios Tagebuch

Fulham, am 8. Mai 1622, im 20. Jahr Jakobs

Kein Zweifel! Auf diese Weise hätte Michelangelo, mein Vater, ein fabelhafter Erzähler, seine Abenteuer als Mönch auf der Flucht zu Papier gebracht. Ich habe die Geschichte so oft gehört, dass ich imstande wäre, sie jederzeit und fast wortwörtlich wiederzugeben, glaube ich.

Lange habe ich gezögert. Seit fast drei Jahren warte ich auf die mir zugesprochene Rente, die mir als einer ihrer Sekretäre nach dem Tod Ihrer Majestät Königin Anna, auch tatsächlich zusteht.

Es war zu erwarten gewesen, keine Frage. Nach dem Hinschied Ihrer Majestät fühlte sich niemand mehr an die Zusagen der Königin gebunden. Nach fünfzehn Jahren guter und treuer Dienste wäre es mir zugestanden, mich einer gewissen Sicherheit erfreuen zu können. Davon kann keine Rede sein. Auf jeden meiner Briefe und auf mein Bemühen, mich unterwürfig zu zeigen, was mir schwerfällt, lassen »sie« mich wissen, das Geld, worauf ich angewiesen bin, um standesgemäß leben zu können, sei unterwegs ... Nur angekommen ist es bis jetzt nicht.

Um zu überleben, bringe ich lustlosen Kaufmannsöhnen Italienisch bei. Auch Übersetzungen mache ich. Und ich bereite die Herausgabe literarischer Texte vor. Bescheidene Arbeiten! Sic transit gloria mundi. Ich bin der Gefährte von Herzögen, Prinzen und gar einer Königin gewesen. Aber geblieben ist mir nur ... nur ... nur das. In Rage bringt mich, dass die dritte Ausgabe meines großen Wörterbuchs Eine Welt der Wörter deswegen noch immer nicht fertiggestellt ist. Es gibt noch so viel zu tun, und die Zeit läuft mir davon – ich verschwende sie an

Belanglosigkeiten, statt sie für die Vollendung meines großen Werkes nutzen zu können, das Einzige, was zählt. Ich möchte seine Veröffentlichung noch erleben, bevor ich gehen muss.

Vorgestern hatte ich Besuch eines meiner Enkel, Edward Molins. Meine älteste Tochter Aurelia ist seine Mutter; sie verzeiht mir nicht, dass ich »mein Geld verschwende« für Bücher, Tinte, Federn und Papier. Sie hat es mir schon immer übel genommen, mit Wörtern zu arbeiten – denn in ihren Augen sind Wörter nichts, was heißt: Ich tue nichts. Ich verstehe ihren Standpunkt, sie ist Hebamme, und ihre Arbeit bringt das Kostbarste hervor, was es gibt auf der Welt: das Leben. Als Rosa, meine erste Gattin, noch lebte, verstand sie es, die Spannungen zu mildern. Aber seit sie tot ist ... In Aurelias Augen habe ich alles nur noch schlimmer gemacht, als ich wieder heiratete.

Ihren neun Kindern verbietet sie, Zeit für Besuche bei dem senilen Alten, der ich in ihren Augen bin, zu verschwenden. Und sie lassen es sich gesagt sein – alle außer Edward, dem man bloß etwas zu verbieten braucht, damit er es erst recht tut.

Er kommt auch deshalb gerne nach Fulham, weil seine drei Cousins hier leben, die Kinder meiner jüngsten Tochter Elisabeth, Bess, wie wir sie nennen.

Wir reden über meine Geldsorgen.

»Haben Sie bemerkt, Großvater, dass jeder Ihrer Briefe Reaktionen auslöst? Das bedeutet, dass das Schreiben etwas bewirkt. Sie verstehen es, mit Wörtern umzugehen, schreiben Sie einen unwiderstehlichen Text. Sagen Sie ihnen, wer Sie sind.«

»Sie lesen gar nicht, was ich schreibe, das musst du doch zugeben.«

»Ich mache Ihnen einen Vorschlag, Großvater.«

»Ich höre.«

»Mich interessiert, was Sie erlebt haben. Schreiben Sie Ihre Geschichte. Dann geben Sie sie mir und ich gehe damit an den Königshof ...«

»Du bist noch nicht siebzehn!«

»Mein Vater ist bei Hofe, wenn er gewisse Herrschaften behandelt. Ich richte es ein, ihn begleiten zu können. Dann lege ich ein Wort für Sie ein. Und wenn ich einen Herrn finde, der dazu willens ist, gebe ich ihm Ihren Bericht zu lesen.«

Abends im »Goldenen Löwen« sprach ich mit meinen Freunden darüber, die ich oft an diesem Ort treffe, ich verkehre seit Jahrzehnten dort, lange bevor ich mich in Fulham niederließ, fuhr ich schon von London hierher.

»Das ist eine gute Idee«, sagte Henry Condell. Er ist Schauspieler, seit ein paar Jahren mein Nachbar und einer meiner besten Freunde. Einen Augenblick lang sah er mich aus seinen grauen Augen mit jener Kraft an, die das unruhigste Publikum in ihren Bann zu ziehen vermochte. »Ein junger Mann als Botschafter, das ist eine interessante Idee. Umso mehr, als dieser Edward Molins, wie mir scheint, über ein außergewöhnliches Temperament verfügt. Lebhaft!« Er lächelte hinterlistig. »Von seinem Großvater geerbt, jede Wette.«